Post-Nachrichten.

Aschermittwoch.

Kostspielige Pfannkuchen. — Maskenkostüme, ein Luxus. — Die Preise der Scherzartikel.

Berlin, 18. Februar. Wir hätten es im Grunde genommen ja nicht nötig, den Fasching zu feiern. Erstens aus allbekannten Gründen, und zweitens weil der Karneval doch eigentlich den Abschied an das Fleisch bedeutet. Diesen Abschied, den wir doch nun wahrlich schon seit so langer Zeit feiern, daß eine solche Feier zu einer ständigen, wenn auch nicht lieben Gewohnheit geworden ist. Aber es gibt nun einmal Leute, die alle Feiertage, und seien es selbst die gesetzlich nicht festgelegten, mit einer gewissen Hartnäckigkeit innehalten müssen. So ist denn auch in diesem Jahre — freilich in ziemlich mäßigen Grenzen — der Karneval zu seinem Recht gekommen. Unmäßig waren nur die Ausgaben, die eine solche Feier erforderte. Zwei Dutzend Pfannkuchen, die zu unserer Väter Zeiten noch zwei gute Silbergroschen, im Jahre 1914 1,20 M. kosteten, erforderten in diesem Jahre einen Kostenaufwand von durchschnittlich 36 M., gleich 1,50 M. pro Stück. Dabei ließen sich nur wenige Bäcker auf das Risiko des Backens ein. Auf Punsch wurde zumeist verzichtet, da nicht mehr festgestellt werden kann, welches Gut die Flagge deckt, und welche Mengen von Anilin die zur Verschönerung der künstlichen Flüssigkeit benützten Farben enthalten. Selbst unsern gewiß nicht mehr verwöhnten Eingeweide können so etwas unmöglich vertragen. Der Wein wurde also zum Pfannkuchen bevorzugt, soweit das Portemonnaie dies zuließ. Sonst tat's auch, weil Alkohol doch einmal dabei sein muß, ein Topp Bier, eine Zusammenstellung freilich, die bei jedermann vor dem Kriege einen leichten Schauder hervorgerufen hätte.

In zweiter Linie handelte es sich um die Beschaffung von Maskenkostümen für diejenigen, die endlich einmal wieder aus ihrer eigenen Haut hinaus wollten. Wer noch eines von früher her im Schranke hatte, war gut daran. Das Leihkostüm war unter 100 bis 150 M. überhaupt nicht mehr zu haben. Stoffteuerung und hohe Arbeitslöhne tragen hier die Schuld. Maskenkostüme sind selten geworden. Dem Maskenfest ist im Film der größte Feind entstanden. Die Filmgesellschaften und die Filmschauspieler kaufen alle Kostüme auf, wo sie sie auch finden mögen. Neuangefertigtes stellt sich im Preise noch weit höher. Im übrigen wurde auf den Festen des diesjährigen Karnevals der Idealwunsch jedes Maskierten zum erstenmal, seit die Sitte des Maskenfestes überhaupt besteht, erfüllt: Infolge der frühen Polizeistunde brauchte keine Demaskierung zu erfolgen.

Märchenhaft muten auch die Preise der Scherzartikel an, die vielfach an Stelle des Maskenkostüms traten. Wer mit einer künstlichen Nase geziert, den Saal betritt, der ist durch dieses Attribut doch wenigstens andeutungsweise maskiert. Aber eine olle, ehrliche, künstliche Säufernase kostet heute dreißig bis fünfzig Mark. Dafür konnte man früher schon an sich denjenigen Zustand hervorrufen, der hier nur vorgetäuscht wird. Verhältnismäßig billig sind Papierkostüme, die vielfach an Stelle der aus Stoff gefertigten traten. Sie bewegen sich in Preisen von 80 bis 100 Mark und haben nur den einen Nachteil, daß sie infolge ihrer zarten Beschaffenheit zumeist nicht einmal den Rausschmeißer erleben. Weibliche Masken, die mit derartigen Kostümen bekleidet waren, glichen einem menschlichen Rührmichnichtan. So ängstlich und schüchtern drückten sie sich um jede gefährliche Berührung herum. In diesem Falle wurde wirklich aus der Not eine Tugend gemacht, und die öffentliche Sittsamkeit zog einen wesentlichen Vorteil daraus.

Konfettis gab es nur sehr wenige, obgleich diese angeblich zur Stimmungmache sehr geeignet sind. In früheren Zeiten war ja der „Konfettischmiß" ein beliebtes Anknüpfungsmittel. Hingegen haben die Zauberartikelgeschäfte einen sehr lebhaften Absatz von Vexiergegenständen zu verzeichnen. Die Preise entsprechen denen aller übrigen Dinge, so daß es geradezu ratsam ist, einen derartigen Zauberapparat auf Kredit zu erstehen, um dann unter Ausnützung der ihm innewohnenden Kraft die Barmittel hervorzuzaubern, die zu seiner Bezahlung nötig sind.

Es wurde nicht allzuviel getanzt! Auch die Tanzwut scheint im Schwinden begriffen zu sein. Der Ernst der Tage überfällt auch die bisher scheinbar Nichtsahnendsten. Das Vergnügen wurde mit Maß genossen; die Sorgen des Alltags wichen nicht gänzlich von den Stirnen und aus den Köpfen. Und weil kein allzugroßer Unterschied zwischen Fastnacht und Aschermittwoch bestand, werden die Menschen diesmal diesen Tag des Sacks und der Asche auch nicht ebenso drückend empfinden, wie in früheren Zeiten.

Die Brillanten des Exkaisers.

Was gehört zum privaten Familienschmuck?

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals".)

Seit zwei Jahren schon ist die Schatzkammer in der Burg geschlossen, aber nichtsdestoweniger bildet ein Teil ihrer Kostbarkeiten, der bald nach dem Umsturz mit dem entthronten Kaiser Karl in die Schweiz wanderte, den Gegenstand immer neuer Diskussionen in der Oeffentlichkeit. An einem Spätherbstsonntag des Jahres 1918 hielt nachmittags, als in der Wiener Burg die idyllische Stille einer fast vollständigen Verkehrslosigkeit herrschte, vor der Schatzkammer ein Hofauto aus Eckartsau, dem ein hochadlig gewesener Obersthofmeister entstieg und dem maßgebenden Funktionär des Kämmeramtes den kaiserlichen Befehl auf Ausfolgung des Familienschmuckes überbrachte. Diese Brillantenschätze wurden aus den Vitrinen XII und XIII der Schatzkammer herausgenommen, in die zugehörigen Lederetuis verschiedener Größe und Formen gelegt, in einem Protokoll verzeichnet und samt den in einem Nebenraum unter feuersicherem Kassenverschluß aufbewahrten anderen Juwelen des Kaiserpaares, die nicht ausgestellt waren, weil sie gelegentlich benutzt wurden, dem Abgesandten des Exkaisers ausgefolgt. Sorgfältig wurden sie in einem großen Lederkoffer verschlossen, der in das Auto getragen wurde, das samt dem ehemaligen Hofwürdenträger davon fuhr. Als der Exkaiser bald darauf samt seiner Familie in Begleitung eines englischen Obersten in die Schweiz reiste, befand sich der Juwelenkoffer unter seinem Handgepäck.

Nun wird von seiten der deutsch-österreichischen Regierung behauptet daß der Kaiser nicht nur seinen privaten Familienschmuck, sondern auch Juwelen aus fideikommissarischem Besitz, der jetzt an den Staat übergegangen ist, mit in die Schweiz genommen habe. Von den Vertretern des Exkaisers wird dagegen darauf hingewiesen, daß Kaiser Karl als Chef des ehemaligen Kaiserhauses rechtlicher Besitzer und Genießer des Familienfideikommißvermögens ist und daher das unbestrittene Recht hat, nicht nur mit seinem privaten Familienschmuck zu tun, was ihm beliebt, sondern auch bis zu einem gewissen Grad ein Recht auf freie Verwendung des Fideikommißvermögens hat. Er kann zum Beispiel Wertstücke aus dem Fideikommißvermögen belehnen lassen. Ja, Kaiser Franz Josef hat sogar aus dem Fideikommißbesitz an einen anderen Herrscher ein Geschenk gemacht. Die Krone, das Zepter und der Reichsapfel gehören streng genommen auch zum Familienbesitz, blieben aber in der Schatzkammer zurück. Dagegen wurden der Vitrine XII die Kollane des Ordens vom Goldenen Vlies, des ungarischen Stephan- und Leopoldordens, dann des Ordens der Eisernen Krone, acht brillantene Toisonorden, darunter einer mit sieben Solitären im Gewicht von 89 Karat und drei Achtel Gran, verschiedene Ordenskreuze, darunter solche, die von der Kaiserin Marie Theresia und Feldmarschall Radetzky getragen wurden, der Stern des militärischen Maria-Theresien-Ordens, mit Brillanten, Rubinen und Smaragden gefaßt, ein Leopoldorden, mit weißen und gelben Brillanten karmonsiert, und der Stern der vereinigten vier Hausorden, mit Brillanten, Smaragden und Rubinen gefaßt, entnommen. In der ganz geleerten Vitrine XIII befand sich der noch weitaus wertvollere Privatschmuck der Kaiserin, vor allem die diamantene Krone, die seinerzeit für Kaiserin Elisabeth geschaffen wurde und deren Wert schon in der Friedenszeit auf mehr als drei Millionen Kronen beziffert wurde. Die größten, reinsten, durch holländischen Schliff ausgezeichneten Brillanten stammen aus dem Hausschmuck der Kaiserin Maria Theresia. Zu dem Schmuck der Kaiserin gehören nebst zahlreichen kleineren Stücken die Smaragdgarnitur, bestehend aus Diadem, Korsage, Kollier, zwei Bracelettes, zwei Schleifen, Uhr und Chatelaine, dann die Perlengarnitur, bestehend aus einer Schnur von 114 Stück großen Perlen, dazu als Schließe der sogenannte Badener Solitär im Gewicht von 30 Karat, ein Halsgehänge aus 121 Perlen samt Brillantsolitär im Gewicht von 14 1/32 Karat, zwei Armbänder mit 240 Perlen, einer Sevigué mit 49 Karat Brillanten und sechs Perlen im Gewicht von 75 Karat. Weiters ist von dem Schmuck hervorzuheben das Brillantdiadem mit einem Mittelsolitär im Gewichte von 44⅞ Karat; das wunderbare Rosenkollier (ein Halsschmuck gefaßt aus 13 Stück von Brillanten gebildeten Rosen) nebst Ohrgehängen, der berühmte Florentiner, bekanntlich der größte Diamant der Welt (133⅓ Wiener Karat), in einer Hutagraffe gefaßt, die Rubingarnitur (Diadem, Gürtel, Kollier, Ohrgehänge, Corsage und Uhr), ein Brillantfächer, ein Brillantcorsage mit 380 Brillanten im Gewichte von 266 31/32 Karat, Armbänder, Fingerringe, brillantene Ordensmaschen, Aigretten, die Chatongarnitur mit 35 Brillanten an zwei und 700 Brillanten an 14 Schnüren etc. Der Wert dieser Schätze läßt sich natürlich heutzutage nicht annähernd bestimmen, er beträgt viele, viele Millionen.

Die Schatzkammer enthält jetzt noch immer zahlreiche historisch unschätzbare Stücke. Der strahlende Brillantenglanz allerdings ist in diesen Räumen die seinerzeit viel von Fremden und Einheimischen besucht wurden, erloschen. Die Schatzkammer ist, um ihre Bewachung zu erleichtern, von den Funktionären der hofärarischen Verwaltung versiegelt worden. Wenn eine Inspektion stattfindet, werden die Siegel herabgenommen und nachher wieder angebracht. Der Streit um die Brillanten des Exkaisers aber wird wohl nicht anders als im Wege einer Verhandlung entschieden werden, in der zwischen den Vertretern der Republik Deutschösterreich und denen der ehemaligen kaiserlichen Familie die komplizierten Rechtsfragen, die sich aus der Fortschaffung der Juwelen aus der Schatzkammer ergeben, eingehend beraten werden.

Aus Mainz wird gemeldet: Die im besetzten Gebiet ansässigen Franzosen sind beim Präsidenten der interalliierten Kommission in Koblenz vorstellig geworden, weil sie sich mit den gleichen Lebensmittelrationen begnügen müssen wie die Deutschen. Sie verlangen die gleiche Menge wie die französischen Besatzungstruppen

Das Attentat auf Erzberger.

Oltwig v. Hirschfeld — 1½ Jahre Gefängnis.

Berlin, 23. Febr. Das Schwurgericht verurteilte gestern den Fähnrich a. D. Oltwig von Hirschfeld, der am 26. Januar den Revolveranschlag auf den Reichsfinanzminister Erzberger verübt hat, wegen körperlicher Mißhandlung mittels einer Waffe unter Zubilligung mildernder Umstände zu einem Jahr und sechs Monate Gefängnis; die Untersuchungshaft in Höhe von 26 Tagen wurde dem Angeklagten voll angerechnet, der vom Verteidiger gestellte Antrag auf Haftentlassung jedoch abgelehnt.

„Der Angeklagte ist körperlich zurückgeblieben und geistig nicht auf der Höhe . . ." so sagte der Gerichtsarzt von dem jugendlichen Attentäter und der persönliche Eindruck, den man von dem Angeklagten gewann, bestätigte diese Charakterisierung auf den ersten Blick: Ein nichtssagendes knabenhaftes Gesicht, eine schmale, schwächliche Gestalt, zu der die Uniform mit den Kriegsabzeichen in einem gewissen Gegensatz stand. — In wohlgesetzter, fließender Rede äußerte der Angeklagte seine politische Meinung, und seine Ausführungen ließen die Verwirrungen ahnen, die in diesem Gemüt durch die Anteilnahme an dem politischen Tagesstreit entstanden sind. — Die Anklage lautete auf versuchten Mord. Die Einzelheiten des Attentates sind noch in Erinnerung. Hirschfeld hatte sich an dem Ausgang, durch den der Reichsfinanzminister das Kriminalgericht zu verlassen pflegte, aufgestellt und feuerte aus einem kleinen Revolver, den er in der Tasche bei sich trug, zwei Schüsse auf Erzberger ab, von denen der eine den Minister an der Schulter verletzte, während die andere Kugel an der Uhrkette bzw. einem Hosenknopf abprallte. —

Aus den Angaben über seinen Lebenslauf ist folgendes zu erwähnen: Hirschfeld ist mit 11 Jahren in das Kadettenkorps in Plön eingetreten, wurde dann nach der Kadettenanstalt Groß-Lichterfelde versetzt und ging Ostern 1918 als Freiwilliger ins Feld. Er wurde verwundet, kam ins Lazarett nach Bremen und rückte wieder ins Feld, wo er dann zum zweiten Male verwundet wurde. Die erste Verwundung bestand in einem Brustschuß, die zweite in einem Unterschenkelschuß. Während Hirschfeld in Berlin als ambulanter Kranker behandelt wurde, brach die Revolution aus, und er meldete sich bei den Regierungstruppen als Freiwilliger; er hat dann die Märzkämpfe in Berlin mitgemacht. Der Angeklagte gibt an, daß er gern hätte Offizier werden wollen und seine Erziehung hierauf aufgebaut war. Durch die Revolution sei er auf die Politik gestoßen worden, als Soldat habe er sich um politische Dinge nie bekümmert. Aus der Lektüre verschiedener Schriften und vieler Zeitungen, besonders aber aus der Helfferichschen Broschüre „Fort mit Erzberger", bildete er sich nun eine politische Meinung, die dahin ging, daß der Reichsfinanzminister ein Schädling für das deutsche Volk sei und fort müsse. Der Angeklagte hat drei Tage vor dem Attentat eines Vormittags von einer Tribüne aus im Schwurgerichtssaal dem Helfferich-Prozeß beigewohnt, und er behauptete gestern, daß das, was er in jener Sitzung hörte, seine Meinung über Erzberger bestärkt habe. Die Art, wie der Minister sich vom blutigsten Annexionisten zum Gegenteil gewandelt, wie er in den Fällen Thyssen, Berger und Bourbon-Parma sich vorbehalten habe, hätte ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß Erzberger für englisches Geld in seine Tasche arbeite. Hirschfeld beteuerte, daß er nicht die Absicht gehabt hätte, Erzberger zu töten, aber der Gang des Prozesses Helfferich sei viel zu langsam und jeder weitere Tag der Tätigkeit Erzbergers sei verhängnisvoll, infolgedessen hätte er beabsichtigt, Erzberger durch eine Verwundung zum sofortigen Rücktritt zu zwingen; die Weiterführung des Prozesses habe er nicht verhindern wollen.. Immer wieder betonte der Angeklagte, daß andere reifere Leute von politischer Erfahrung seine, des Angeklagten, Meinung über Erzberger ebenfalls teilten, aber es sei ihm klar gewesen, daß ältere Personen mit Rücksicht auf ihre Familie nicht so vorgehen konnten wie er, deshalb habe er die Tat auf sich genommen, die er gewissermaßen als einen Akt der Notwehr betrachte. — Mit Entschiedenheit wandte sich der Angeklagte dagegen, daß er mit Ueberlegung gehandelt hätte. Er sei von großer Aufregung und Verwirrung ergriffen gewesen und habe erwartet, daß man ihn in Anbetracht des Belagerungszustandes einfach an die Wand stellen werde.

In der Beweisaufnahme wurde als Sachverständiger der Geheimrat Professor Dr. Hildebrandt, der mit Professor Plesen den Minister Erzberger behandelt hat, vernommen. Er erklärte, die eine Kugel habe den Minister am Rücken, in der Schultergegend, getroffen. Bei der Röntgenuntersuchung konnte das Geschoß nicht entdeckt werden. Die in Frage kommenden Muskeln wiesen starke Schwellungen auf und bereiteten heftige Schmerzen. Es war auch eine blutige Verletzung vorhanden. — Der ganze Befund erwies, daß es sich um einen Tangentialschuß handelte. Nachhaltige Folgen für den Verletzten sind nicht eingetreten; der Minister war schon wenige Tage nach dem Vorfall wieder in der Lage, seine Amtstätigkeit auszuüben. Der Geh. Medizinalrat Dr. Hoffmann, der den Angeklagten untersucht hat, bekundete, er habe eine Reihe nervöser Symptome bei Hirschfeld gefunden. Die Revolution, die Hirschfelds Offizierslaufbahn vernichtete, hätte bei diesem die fixe Idee wachgerufen, daß die Regierung und ganz besonders Erzberger schuld sei. Der Sachverständige hielt eine gewisse geistige Minderwertigkeit für vorliegend. — Die Zeugen, Minister Erzberger, Geheimrat Hemmer, Rechtsanwalt Dr. Friedlaender und Chauffeur Voigt bestätigten lediglich den schon bekannten Hergang der Sache. Die für den Angeklagten vernommenen Leumundszeugen gaben über Hirschfeld ein sehr günstiges Urteil ab, er hätte sich stets einwandfrei geführt, sei im Felde ein guter Kamerad gewesen und im übrigen wohl etwas idealistisch veranlagt. — Der erste Staatsanwalt Brüning hielt die Anklage auf versuchten Mord aufrecht und führte aus, trotz des bedauerlichen Tiefstandes vieler unserer hohen und höchsten Güter stehe doch eine noch unantastbare da: das Recht und die Rechtsprechung. Demgemäß sollten die Geschworenen ihren Wahrspruch abgeben. Der Umstand, daß Hirschfeld zweimal geschossen habe, beweise, daß er die Absicht der Tötung gehabt hätte, zum mindesten mußte er mit der Möglichkeit des Todes rechnen. Eine solche abscheuliche Tat, auch wenn sie aus politischen Gründen geschähe, verdiene strenge Strafe. Mit Rücksicht auf die geistige Minderwertigkeit des Angeklagten jedoch empfahl der Staatsanwalt den Geschworenen die Zubilligung mildernder Umstände. — Der Verteidiger, Rechtsanwalt Bahn, plädierte in erster Linie auf Freisprechung und erbat im Falle der Verurteilung für seinen Klienten weitestgehende Milde.

Das Urteil lautete, wie eingang erwähnt, auf 1½ Jahre Gefängnis, in der Begründung des Urteils hieß es u. a.: Das Gericht habe berücksichtigt, daß der Angeklagte ein junger bisher unbestrafter Mensch ist, und daß er zu seiner Tat durch eine Ueberzeugung getrieben worden ist, die er sich aus Schriften und Zeitungen gebildet hatte. Aber auch im gegenwärtigen Staatsleben könne es nicht eingeführt werden, daß man einen politischen Gegner mit der Schußwaffe beseitigt. Im Hinblick auf seine Jugend, seine offenbar vorhandene idealistische Gesinnung und seine Unbescholtenheit seien dem Angeklagten die mildernden Umstäde nicht versagt worden.

* * *

Bedenkliche Rechtsprechung.

Die „Frankfurter Zeitung" vom 25. Februar schreibt:

Wenn wir eine Anzahl von politischen Prozessen aus der letzten Zeit verfolgen, so finden wir in den Urteilsfällungen so kraß Verschiedenheiten, daß nicht mehr der Eindruck einer gleichmäßigen Rechtspflege bestehen bleiben kann; auf der einen Seite außerordentliche Härten, auf der anderen ungewöhnlich Milde, das eine gegen Vertreter der äußersten Linken, das andere gegen Leute aus dem Lager der Rechten. In München wird ein Verteiler kommunistischer Flugschriften zu langjähriger Freiheitsstrafe verurteilt, in Berlin kommt Marloh, der Dutzende unschuldiger Leute hat erschießen lassen, mit einigen Monaten Festung weg, und der Attentäter auf Erzberger, der Schüler und frühere Fähnrich von Hirschfeld, wird nur wegen Körperverletzung zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt. Wir wollen die Urteile nicht ohne weiteres in Vergleich miteinander stellen, weil sie von verschiedenen und verschiedenartig zusammengesetzten Gerichten gefällt worden sind, aber auf das allgemeine Rechtsempfinden müssen sie den peinlichsten Eindruck machen, den Eindruck, daß das politische Gefühl und nicht das unparteiische Recht hier seinen Ausdruck gefunden hat. Und in immer bedenklicherer Weise verstärkt sich die für die öffentliche Sicherheit höchst gefährliche Auffassung, daß Ausschreitungen von rechts auf milde Beurteilung rechnen können, auch wenn es sich um Anschläge auf Leben und Gesundheit handelt. Das muß einmal deutlich und scharf ausgesprochen werden, damit nicht gar der vom Verteidiger Hirschfelds unternommene verwerfliche Versuch, den politischen Mord für straflos zu erklären, Erfolg hat. Im Prozeß Hirschfeld ist der Urteilsspruch gar nicht mehr so weit ab von dieser Ausartung, wenn auch unter Zuhilfenahme einer formellen Rechtsauslegung, die jeder vernünftigen Rechtsüberlegung widerspricht. Die Geschworenen haben sich die ausgeklügelte Ausrede des unreifen Burschen auf der Anklagebank, er habe Erzberger nicht töten, sondern nur verwunden wollen, zu eigen gemacht, um die Grundlage für eine mildere Strafe zu schaffen, obgleich hier der ganz klare Tatbestand des Mordversuchs vorlag. Der Angeklagte hat das Attentat mit voller Ueberlegung, nicht etwa in plötzlicher Erregung ausgeführt, er hat auf die Brust gezielt, was keiner tut, der nur verwunden will. In jedem anderen Fall würde unter gleichen Umständen der Tatbestand des Mordversuchs oder doch zum mindesten des versuchten Totschlags angenommen worden sein: das würde im ersteren Fall eine Zuchthausstrafe von mindestens drei Jahren, im letzteren eineinviertel Jahr Zuchthaus bedeutet haben. Statt dessen ist nur auf schuldig wegen vorsätzlicher Körperverletzung mittelst einer Waffe erkannt worden, worauf Gefängnisstrafe von 2 Monaten bis zu 3 Jahren steht, und das Gericht hat es dann unter Zubilligung mildernder Umstände wegen der bekannten „edlen Motive" bei anderthalb Jahren bewenden lassen. Eine solche Entwicklung der Rechtsprechung kann nur mit höchstem Bedauern verfolgt werden. Damit wird nicht Recht gefunden, sondern dem Recht Gewalt angetan, und trotz der Erklärung des Gerichtsvorsitzenden gegen politische Attentate werden diese durch Urteilssprüche wie den Berliner fast schon außerhalb des Gesetzes gestellt. Hiergegen muß Front gemacht werden, damit nicht schließlich die Meinung aufkommt, Mordanfälle auf politische Gegner aus den Reihen der Linksgruppen könnten ohne sonderliche Gefahr für den Attentäter begangen werden, und damit diese Leute nicht außerdem noch in der ganz unverdienten Glorie des edlen Märtyrers erscheinen. Das Attentat gegen Erzberger war eine in aller Ruhe vorbereitete Gewalttat aus dem Hinterhalt, die von allen anständigen Leuten verabscheut werden muß, ganz gleich wie sie über den Minister Erzberger persönlich denken. Was der Attentäter zu seiner Entschuldigung angeführt hat, die Einwirkung verhetzender Schriften, namentlich der Helfferichschen Broschüre, läßt sein Vorgehen weder edler noch „heldenhafter" erscheinen; es belastet nur diejenigen mit, die durch die Art ihres politischen Kampfes solche schlimmen Ausbrüche mit bewirkt haben. Eine Rechtsprechung, die so schwere Verbrechen in der Hauptsache ungeahndet läßt, vernichtet ihre wesentlichste Grundlage: das öffentliche Vertrauen.

Was kann man um eine Krone kaufen?

Wien, Ende Februar. Seit der Straßenbahntarif auf zwei Kronen erhöht wurde, sieht man die roten Scheine, die den Wert einer Krone vortäuschen sollen, mitleidig und zugleich mißtrauisch an. Was soll man mit ihnen anfangen, die kaum mehr ihren Zweck erfüllen, sich zur Bezahlung von irgendetwas zu eignen? Was bekommt man heutzutage überhaupt noch für eine Krone? Es bedarf immerhin schon einigen Nachdenkens, um auf diese jetzt so oft gestellte Frage eine Antwort zu finden, aber am Ende kommt man doch noch auf manches, das den Wert der Krone als Zahlungsmittel rehabilitiert. Sattessen wird man sich um eine Krone freilich nicht können, denn selbst die Gemüseportion in der Kriegsküche kostet heute schon mehr und höchstens die Auslagen für die Suppe werden sich dort, aber auch nur dort, mit unserer diskreditierten Währungseinheit bestreiten lassen. Aber der Maronibrater wird die Freundlichkeit haben, zwei gebratene Kastanien um diesen Preis zu verabfolgen, unter den Bonbons gibt es noch einige schmächtig geratene Exemplare ohne Schokolade, die nicht höher eingeschätzt werden, die Gemüsefrau läßt sich herbei, um eine Krone Suppengrünes zu verkaufen, und beim Greisler hat man sogar noch eine reiche Auswahl, wenn man eine Krone durchaus in Ware umsetzen will. Verschiedene Gewürze wie Kümmel, Pfeffer und Paprika sind um eine Krone per Dekagramm oder sogar noch um einige Heller billiger zu haben, eine Handvoll Hobelscharten, die sich stolz „Waschel" benennen läßt, kostet ungefähr ebensoviel, auch gewisse Sorten Waschpulver sind nicht zu teuer, und von Preßhefe erhält man sogar 3½ Dekagramm um eine Krone, wenn sie nicht gerade ausgegangen ist.

Eine reiche Auswahl von Waren um eine Krone bietet noch der Papierladen. Schreibfeder, Kanzleipapier, einzelne Briefbogen und die dazu gehörigen Umschläge, Schulhefte, Griffeln und selbst Federstiele in einfacher Ausführung sind im Preise unter einer Krone geblieben. Nur Bleistifte scheinen sich ihrer vornehmen Verwandtschaft erinnert zu haben, zu der heute nicht nur der Diamant, sondern auch die Kohle zählt, und begnügen sich nicht mehr mit dem niedrigen Preisansatz von einer Krone, ja es gibt bevorzugte Marken, die so kostspielig geworden sind, daß sie mehrere Angestellte eines Bureaus nur mehr gemeinsam erwerben, weil dem einzelnen die Ausgabe als zu hoch erscheint.

Beim Krämer ist auch noch verschiedenes um eine Krone zu haben. Fünfzig Stecknadeln dürften wohl den Rekord dessen aufstellen, was man noch um eine Krone kaufen kann, fünf lange Stopfnadeln oder ein kleines Päckchen Netzhaarnadeln sind ebenfalls nicht teuer. Auch einzelne Zwirnknöpfe hatten sich noch unterhalb dieser Preisgrenze, damit aber dürfte gegenwärtig die Auswahl dessen erschöpft sein, was im Kramladen um eine Krone erhältlich ist, und heutzutage würde es keinem Menschen mehr einfallen, einen „Kronenbasar" aufzumachen, wie sie früher an allen Ecken und Enden mit einer sinnesverwirrenden Fülle von Artikeln zu sehen waren.

Merkwürdigerweise kann auch die Apotheke noch Anspruch darauf erheben, zu jenen Unternehmungen zu zählen, die um eine Krone Waren abgeben. Englischpflaster kostet zum Trost der Damen, die eine kleine Unreinheit des Teints pikant unter einem schwarzen Fleckchen verbergen wollen, noch immer nur 40 Heller, Zahnpulver in Päckchen, die mindestens für acht Tage ausreichen, wenn auch nur bei täglich einmaligem Reinigen der Zähne, gibt es auch noch um 80 Heller, ebenso sind Kindermeth, Eibischtee und andere Hausmittel zwar nur in kleinen Mengen, aber immerhin um Beträge unter einer Krone zu haben.

Alles, was der Unterhaltung dient, ist im Preis weit über eine Krone hinaufgeschnellt. Selbst das Reklamebüchel hat diesen Betrag längst überschritten und nur die einzelne Zeitungsnummer ist auf dieser Höhe geblieben, eigentlich ein Beweis dafür, wie billig verhältnismäßig die Zeitung noch immer ist, wenn man bedenkt, wieviel Papier, Druckerschwärze, geistige und physische Arbeit um diesen entwerteten Schein geboten wird. Statt des Sitzes im Theater kostet jetzt der Theaterzettel eine Krone, auch die Garderobegebühr für ein Kleidungsstück beträgt so viel, mitunter sogar noch weniger. Raucher werden mit Wehmut daran denken, daß die rationierte „Aegyptische" auch noch unter einer Krone bleibt, während sich der Bedarf über das amtlich erlaubte Quantum nur mit einem größeren materiellen Opfer decken läßt. Auch die geliebte „Virginier" kostet offiziell blos neunzig Heller. Aber so lang sie ist, für die Bedürfnisse des Rauchers reicht sie nicht aus. Die Trafikantin hat übrigens noch andere Dinge, die weniger als eine Krone kosten. Ein Büchel Zigarettenpapier, ein Zigarrenspitz sind bescheiden im Preise unter einer Krone geblieben, auch viele Postwertzeichen und Stempelmarken lassen sich vorläufig noch um eine Krone erwerben.

Soviel bekannt, hat selbst das Sprichwort: „Dem Verdienste seine Krone" bisher keine Aenderung erfahren, aber vielleicht ist darum das Verdienst jetzt so selten geworden, weil ihm die Krone als Belohnung nicht genügt.

Lenin in der Schweiz.

Intimes von dem russischen Revolutionsführer. Von Erik Krünes.

Bern, 19. Februar. In den ersten Heften der „Revue Demain", die der tapfere Henri Guilbeaux in Genf herausgab, tauchte der Name „Lenin" zum erstenmal auf. Er stand unter ebenso glänzend wie temperamentvoll geschriebenen Artikeln, die Feuer und Schwefel auf alle opportunistisch gesinnten Sozialisten herabbeschworen und allen, die jemals die Hand für die Bewilligung einer Kriegsmillion erhoben hatten, in gleicher Weise das „Schuldig" an den Greueln dieser Gegenwart sprachen, wie sie die Scheidemänner und Ministerkandidaten a la Albert Thomas in Grund und Boden verdammen. Der Name „Lenin" war, wie erst später bekannt wurde, als Pseudonym für einen russisch Schriftsteller gewählt, der damals in Bern ein kümmerliches, doch mit Arbeit erfülltes Dasein führte und dessen Kontrollkarte auf Uljanow lautete. Damals ahnte wohl niemand, daß dieser Name einmal über die ganze Erde erklingen würde, eine Weltanschauung mit seiner Persönlichkeit verknüpfend, ein Dorn im Auge der anderen, die Kapital und Bürgertum als die wichtigsten Komponenten dieses Jahrhunderts verehrten.

Lenin war zu Kriegsbeginn aus Oesterreich in die Schweiz geflüchtet. Die ersten Monate hatte er in Zürich gelebt, in einem bescheidenen Quartier nächst dem Limmatkai, Stunden, ja Tage in den Bibliotheken der Universität verbracht, mittags im Genossenschaftshaus ein einfaches Mahl verzehrt und für die Nachtstunden dicke Kompendien unter seine Studienlampe geschleppt. Es kann keinen Menschen in der ganzen Schweiz geben, der Lenin nur eine Sekunde untätig gesehen hätte. Aus dieser Zeit stammen seine Arbeiten, in denen er, der geborene Defaitist, der Bekenner des maximalistischen Programms, zum Kriegsgeschehen, zur Katastrophenpolitik Europas erbitterte und verurteilende Stellung nahm. Und ahnungsvoll behauptet eine Stelle dieser Schriften, „der imperialistische Weltkrieg geht letzten Ende nur auf die Erhaltung der Sklaverei aus, der Sieger wird den Besiegten knechten und ihm sein Joch über die Schulter ziehen". Von den vielen Thesen aber, die Lenin so ungeniert als letzte Wahrheit sprach, sind manche zur Tatsache aufgerückt, etwa jene sehr frühzeitige Behauptung, daß kein Kleister für den Riß existiert, der die zweite Internationale in feindliche Lager zerrissen hat, oder jene scharfe Stellungnahme gegen den Kautskysmus, wie Lenin das Renegatentum innerhalb der internationalen Sozialdemokratie benennt.

Schon damals, während der Krieg noch in der Maienblüte seiner Sünden stand, hatte sich um Lenin eine Gruppe konsequenter Internationalisten zusammengefunden, deren Ziel eine Revolution in Rußland war, weil man darin ein organisches Glied der weiteren Entwicklung, den Anfang vom Ende erkennen wollte. „Poragenzy", zu deutsch: „Die Niederlage", hieß die Vereinigung. Sie grüßte jede Niederlage, die auf dem Schlachtfelde das zaristische Rußland schwächte, sie war von jeher für eine Zerteilung des kolossalen Reiches in die nationalen Atome. Trotzki war eine Zeitlang, ehe er nach Amerika fuhr, Mitglied dieses Schweizer Kreises, ebenso Radek und G. Zinowjew, der schon damals wie ein Adjutant Lenins auftrat und diese Rolle bis heute beibehalten hat. Lenin war der einzige unter ihnen, der nicht Jude war. Sein hartes, festes Bullboggesicht, die übermäßig hohe Stirn, die kleine, starkgewachsene Statur, die listigen Augen, immer in der Ferne suchend, verrieten auf tausend Schritte das mongolische Blut, das in diesem Tamerlan des neuen Weltgerichtes brauste.

1915 kam Lenin nach Bern, seine finanziellen Lebensverhältnisse standen vor einem bürgerlichen Bankerott und kümmerliche Einschränkung waren an der Tagesordnung. In einem kleinen, elenden Zimmer der Länggasse hatte er sich eingemietet, die Mittagszeit sah ihn mit seiner Frau, einer häßlichen, aber ungemein intelligenten Erscheinung, und seiner Schwiegermutter, die im folgenden Jahr in Bern starb und hier begraben liegt, in einer kleinen Pension zwei Portionen zu neunzig Centimes teilen und Schmalhans regierte über seine Lebensgepflogenheiten. Da ist es nun wirklich bewundernswert, man mag über den Bolschewismus denken wie man will, wie sich sein geistiges Haupt in treuer Beharrlichkeit zur einmal gefaßten Idee durch die Windigkeit dieses Lebens richtig durchgehungert hat. Auch in Bern war Lenin in keinem Kaffeehaus zu sehen. Tagsüber hockte er in den Bibliotheken und in den Lesesälen der Museumsgesellschaft, nachts brannte das Licht hinter seinem Fenster bis in den grauenden Morgen. Zahllose Artikel, durchfeilte und wohlüberlegte Aufsätze kamen in dieser Zeit von seinem Schreibtisch. Fast alle erschienen in der Revue Henri Guilbeaux' oder in der damals in Genf herausgegebenen Zeitung „Sozialdemokrat". Die Honorare dafür waren mehr als klein, immer tiefer mußte Lenin seine Lebensansprüche setzen. Er war genügsam und fügte sich seiner Not. Als die Preise seiner Mittagspension infolge der allgemeinen Teuerung erhöht werden mußten und Lenins mageres Budget dagegen obstruierte, verlegte er seine Mahlzeiten in eine russische Studentenküche, wo man damals noch für sechzig Centimes zu essen bekam. Hier wußte natürlich jeder schon, wer Lenin war, die hungernden Proletarier einer verkrachten Intelligenz schwärmten für ihn und seine Ideen und es bedurfte gar nicht seiner stillen, fast demagogischen Liebenswürdigkeit, um ein Heros in dieser Studentenküche zu werden. Bezeichnend ist folgender Vorfall: Die armen Musensöhne hatten abwechselnd die Reinigung des Eßgeschirres zu sorgen, und als zum erstenmal an Lenin die Reihe kam, wollten ihm seine Verehrer dieses kaum unterhaltende Geschäft abnehmen. Doch er duldete für sich keine Ausnahme und es bedeutet wirklich keine Schande für ihn, daß er, der starke Gebieter über Mütterchen Rußland von heute, damals in Bern hinter dem Wasserschaff stand, in dem die Teller und Bestecke zur Reinigung lagen.

Lenin, der selbst keine Nachkommen hat, ist ein großer Kinderfreund. Die Buben der Länggasse, denen er öfters trotz seiner Geldsorgen Schokolade gekauft hatte, erzählen noch heute von dem „Herrn Doktor", der inzwischen „so etwas wie Kaiser" in Rußland geworden ist. Anfangs kümmerte sich fast kein Mensch um den notleidenden Schriftsteller, der mit seinen Ideen die Welt verbessern wollte. Später aber schlichen schon Agenten um sein Haus und die deutsche Regierung, die die Propagierung des Bolschewismus im Ausland mit ihren Kriegszielen vereinigt hatte, suchte mehr als einmal den Weg zu ihm. Es war stets umsonst. Wohl waren die deutschen Regierungsstellen über Lenin, seine Ideen, Pläne und Absichten unterrichtet, aber alle Versuche, mit Geld seinen Eifer zu beleben, blieben erfolglos. Der sozialdemokratische Nationalrat Grimm war vielleicht der einzige Nichtrusse, mit dem Lenin während seiner Schweizer Zeit in politischer Verbindung stand.

Es kam der Tag, da Deutschland ihm die Rückkehr in sein Heimatland gestattete. Ein plombierter Waggon führte ihn durch Bayern und Preußen bis an die russische Grenze. Vorher aber hatte er in einer denkwürdigen Versammlung von den Schweizer Sozialisten Abschied genommen. Es geschah dies im April 1917, in dem kleinen Restaurant „Schweizer Bund". Lenins theoretische Begabung war nicht groß, obwohl er in der Debatte ungemein schlagfertig wirkte. Damals aber soll er sich selbst übertroffen haben, sein Abschiedsgruß an die Schweizer Arbeiter wurde ein Manifest bolschewistischer Gesinnung, und der revolutionäre Geist, der heute noch hier gärt, ist hauptsächlich auf diese einzige Begegnung zurückzuführen, die Lenin vor eine größere Oeffentlichkeit geführt hatte. Lenin fuhr nach Rußland, ein halbes Jahr später stand er an der Spitze der Sowjetrepublik und heute fließt historischer Nimbus um seinen Namen.

Das neue Studentenparlament.

Berlin, 25. Februar. In den letzten drei Tagen fanden in der Berliner Universität die Neuwahlen zur Studentenvertretung statt; es wurden im ganzen 6272 Stimmen (gegen 3600) im Mai v. J.) abgegeben. Davon entfielen auf den Waffenring der schlagenden Verbände (Korps Landsmannschaften, Burschen- und Turnerschaften) 1001 Stimmen (16 Sitze), auf die deutsche Gruppe der Korporationen (A. T. B., Dtsch. Wissenschaftler-Verband, V. d. St., freie schlagende Verbindungen) 900 Stimmen (15 Sitze), auf die Deutsche Finkenschaft (deutsch-nationale und völkische Nichtinkorporierte) 1722 Stimmen (28 Sitze), auf den Kathol. Akademiker-Ausschuß 222 Stimmen (3 Sitze), auf den Deutschen Hochschulbund (Freie Studentenschaft) 614 Stimmen (10 Sitze), auf die Freideutsche Gruppe (Wandervögel, Akad. Freischar) 289 (4), auf die Deutsche paritätische Gruppe (Burschenbunds-Konvente, freie schlagende Verbindungen wissenschaftlicher Vereine) 159 (2), auf die ungebundenen Kriegsteilnehmer 358 (6), auf die Sozialistischen Studenten (S. P. D., U. S. P. D. und K. P. D.) 495 (8) und auf die deutschen Studenten jüdischen Glaubens (K. C. und Nichtinkorporierte) 493 (8 Sitze). Für ungültig wurden 19 Stimmen erklärt.

Aus diesem Stimmenverhältnis ergibt sich ein starkes Ueberwiegen der rechtsgerichteten Gruppen; als stärkste Partei tritt mit 28 von 100 Sitzen die Deutsche Finkenschaft auf, die in wichtigen Entscheidungen mit dem Waffenring (16), der deutschen Gruppe (15) und den Katholiken zusammengehen und dabei über eine Mehrheit von 62 gegen 38 Stimmen in der Studentenvertretung verfügen dürfte. Diese Vertretung wird nun in ihrer Sitzung am Donnerstag nächster Woche den „Ausschuß der Studentenschaft" und die verschiedenen Unterausschüsse wählen. Der Ausschuß besorgt die äußere Vertretung und die laufenden Geschäfte.

Es ist der Segen und der Fluch der Phantasie, daß sie leichter etwas herzaubern kann, was fehlt, als etwas wegdenken, was da ist.